

(Hoch)sensibilität für Verletzlichkeit und Unzumutbares

Über die Gefahren von Triggerwarnungen, Forderungen nach *safe spaces* und Begrenzungen von schädlichen Meinungen im öffentlichen Raum

Hochsensibilität, also eine überdurchschnittlich starke Wahrnehmung von subtilen Reizen (wie bspw. Geräuschen oder Lichtern), ist das, was ein Modethema genannt zu werden verdient. Obwohl das Konzept bereits in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts erstmals beschrieben wurde¹, ist der Hype in der Bevölkerung erst ca. 20 Jahre später aufgekommen. Die enorme Bedeutung spiegelt sich beispielsweise in der großen Zahl populärwissenschaftlicher Bücher und Selbsthilfe-Ratgeber zum Thema.² Bisher sind allein im deutschsprachigen Raum mehr als 70 Ratgeber zum Thema „Hoch-

1 Vgl. Aron, Elaine N./Aron, Arthur, Sensory-Processing Sensitivity and Its Relation to Introversion and Emotionality, in: Journal of Personality and Social Psychology 73 (1997), 345–368.

2 Diese behandeln das Thema „Hochsensibilität“ entweder allgemein (vgl. Brown, Carol A., Highly Sensitive. Understanding Your Gift of Spiritual Sensitivity, Shippensburg 2011) oder beziehen sich auf bestimmte Untergruppen wie hochsensible Kinder (vgl. Rosenshein, Julie B., Parenting the Highly Sensitive Child. A Guide for Parents and Caregivers of ADHD, Indigo and Highly Sensitive Children, Bloomington 2013), hochsensible Eltern (vgl. Aron, Elaine N., The Highly Sensitive Parent. Be Brilliant in Your Role, Even when the World Overwhelms You, London 2020), hochsensible Jungen (vgl. Zeff, Ted, The Strong Sensitive Boy. Help Your Son Become a Happy, Confident Man, San Ramon 2010) und Männer (vgl. Falkenstein, Tom, The Highly Sensitive Man. Finding Strength in Sensitivity, London 2019), hochsensible Patienten (vgl. Aron, Elaine N., Psychotherapy and the Highly Sensitive Person. Improving Outcomes for that Minority of People Who Are the Majority of Clients, New York 2011), hochsensible Arbeitnehmer (vgl. Cooper, Tracy M., Thrive! The Highly Sensitive Person and Career, Ozark 2015) – und sogar hochsensible Liebende (vgl. Aron,

sensibilität“ veröffentlicht worden. Verständlicherweise zeichnen solche Ratgeber ein recht plakatives Bild von dieser „besonderen Spezies“: Hochsensible Personen seien durch intensivere Wahrnehmung und durch eine größere Tiefe der Informationsverarbeitung gekennzeichnet. Anders allerdings als die Ratgeberliteratur suggeriert, spielt das als grundlegende Persönlichkeitseigenschaft verstandene Merkmal „Hochsensibilität“ in der wissenschaftlichen Psychologie so gut wie keine Rolle.³ Im Gegenteil: In der Wissenschaft blickt man äußerst kritisch auf dieses Konzept. So hat der Persönlichkeitspsychologe Jens Asendorpf bereits 2016 in einem Interview mit „Gehirn und Geist“⁴ darauf hingewiesen, dass die Tendenz, sehr empfindlich zu reagieren, in der Persönlichkeitsforschung üblicherweise Neurotizismus genannt werde, Hochsensibilität beschreibe folglich einen neurotischen Charakter. Typisch sei demnach ausschließlich die Empfindlichkeit für Reize, nicht deren bessere Wahrnehmung oder ein besseres Einfühlungsvermögen. Die Annahme, dass eine bessere oder tiefere Wahrnehmung und ein besseres Einfühlungsvermögen vorliegen, wie dies in der populärwissenschaftlichen Literatur behauptet wird, lässt sich wissenschaftlich nicht nachweisen.⁵

Elaine N., *The Highly Sensitive Person in Love. Understanding and Managing Relationships When the World Overwhelms You*, New York 2001).

- 3 Dies zeigt sich unter anderem daran, dass in den Neuauflagen der beiden Standardwerke der Persönlichkeitspsychologie von Hagemann/Spinath/Mueller (Hagemann, Dirk/Spinath, Frank M./Mueller, Erik M., *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*, Stuttgart 2022) und Neyer/Asendorpf (Neyer, Franz J./Asendorpf, Jens B., *Psychologie der Persönlichkeit*, Berlin 2024) das Konzept nicht einmal erwähnt wird.
- 4 Vgl. Langosch, Nele, *Gibt es hochsensible Menschen?*, in: *Gehirn und Geist* 7 (2016), 19–23.
- 5 In den letzten Jahren zeichnet sich in der Forschung eine Bestätigung dieser Annahmen von Asendorpf ab. Als Beispiel sei die Untersuchung von Gubler/Roth/Troche (Gubler, Danièle A./Roth, Marcus/Troche, Stefan, *Sensory Processing Sensitivity and its Relation to Subjective and Objective Measures of Heat and Auditory Sensory Thresholds*, Zürich 2022) genannt. In ihrer experimentellen Studie zeigte sich, dass zwischen Hochsensibilität und objektiven Maßen der Reizerkennung kein Zusammenhang bestand – jedoch mit der subjektiven Wahrnehmung. So gaben hochsensible Personen an, diese Reize intensiver wahrzunehmen. Bei objektiver Messung hingegen scheint Hochsensibilität nicht mit einer feineren Wahrnehmung von Reizen zusammenzuhängen. Vielmehr scheinen hochsensible Menschen mit hohen SPS-Werten ihre Wahrnehmungsfähigkeiten subjektiv als besser einzuschätzen als die anderen. Zudem zeigen Studien,

Interessant ist die Frage, wieso so viele Menschen sich mit dem Label „Hochsensibilität“ versehen wollen. Bei Interviews mit sich als hochsensibel bezeichnenden Menschen zeigte sich, dass sich die betreffenden Personen oft als Außenseiter gefühlt und erleichtert reagiert haben, als sie von Hochsensibilität gelesen hatten.⁶ Viele gaben an, dass sie sich dadurch nicht mehr als ungenügend und überempfindlich wahrgenommen haben, sondern jetzt annehmen, dass es eben besondere Fähigkeiten sind, die dazu führen, dass sie sich häufiger belastet fühlen, nämlich die Fähigkeit zu einer besonders vertieften Wahrnehmung. Ein gutes Beispiel ist die Hessenschau vom 29.04.2024. Hier berichtet eine 37-jährige Frau aus Marburg, dass sie lange nicht wusste, was mit ihr los sei. Von ihren Bekannten und Freunden sei sie als Mimose und Neurotikerin bezeichnet worden, aber seitdem sie die Diagnose „hochsensibel“ bekommen habe, habe sich ihr Leben verändert.⁷ Erkennbar ist, dass Hochsensibilität offenkundig eine selbstwertdienliche Attribution ist.

Im Folgenden möchte ich mich nicht mit der Hochsensibilität für Reize wie Geräusche und Lichter beschäftigen, sondern mit der *Hochsensibilität für Verletzlichkeit und Unzumutbares*⁸, einer Art *gesellschaftlicher Hochsensibilität*. Wir sind – so Svenja Flaßpöhler in ihrem Buch „Sensibel“ – „mehr denn je damit beschäftigt, das Limit des Zumutbaren neu zu justieren“⁹, der Schutz für Verletzte gerät

dass der von Elaine Aron entwickelte Fragebogen nichts anderes misst als die Fragebögen, die Neurotizismus und Offenheit (zwei Merkmale der sog. „Big Five“) messen (vgl. Hellwig, Susan/Roth, Marcus, Conceptual Ambiguities and Measurement Issues in Sensory Processing Sensitivity, in: Journal of Research in Personality 93 [2021], 104–130).

- 6 Vgl. Roth, Marcus/Gubler, Danièle A./Janelt, Thomas/Kolioutsis, Banous/Troche, Stefan J., On the Feeling of Being Different – an Interview Study with People who Define Themselves as Highly Sensitive, DOI: <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0283311>.
- 7 Vgl. hessenschau, „Der Tag, der mein Leben veränderte“ – Diagnose Hochsensibilität, URL: <https://www.hessenschau.de/tv-sendung/diagnose-hochsensibilitae-t-der-tag-der-mein-leben-veraenderte,video-196420.html> (Zugriff: 03.03.2025).
- 8 Wenn ich daher im Folgenden von Sensibilität für Verletzte oder für Verletzlichkeit spreche, meine ich die Sensibilität für verletzte Menschen, nicht die mögliche Sensibilität verletzlicher Menschen. Letztere wird nur am Rande thematisiert.
- 9 Flaßpöhler, Svenja, Sensibel. Über moderne Empfindsamkeit und die Grenzen des Zumutbaren, Stuttgart 2021, 15; ähnlich Hübl, Philipp, Moralspektakel. Wie

immer stärker in das Zentrum der Aufmerksamkeit.¹⁰ Dabei sind wir nicht nur sensibel für gegenwärtige Verletzungen, sondern – wie Andreas Reckwitz deutlich macht – auch für Verletzungen in der Vergangenheit. So werden „Schädigungen, Traumata und Opfer der Vergangenheit zu einem Politikum in der Gegenwart“, sodass die Kultur der Spätmoderne zu einer „Kultur der öffentlich debattierten ‚historischen Wunden‘“¹¹ geworden ist.

Um der gesellschaftlich gewachsenen Sensibilität für Verletzlichkeit genauer auf die Spur zu kommen, werde ich mich im Folgenden Triggerwarnungen, der Forderung nach der Etablierung von *safe spaces* und der Begrenzung von Meinungen im öffentlichen Raum zuwenden. Das Zumutbare wird hier neu definiert, das Unzumutbare soll in seine Schranken gewiesen werden. Demonstriert werden hier eine neue, vertiefte Sensibilität und Empfindsamkeit für die Verletzlichkeit anderer Menschen. So ist nach Svenja Flaßpöhler „[a]n die Stelle der empfindsamen künstlerischen Existenz [...] die empfindsame politische Existenz getreten“¹². Meine Frage dabei ist folgende: Wie ist diese neue Sensibilität für Verletzlichkeit zu verstehen? Unbestritten ist: Sensibel für Opferidentitäten zu sein, ist eine selbstwertdienliche Selbstzuschreibung. Sich als sensibel für Verletzlichkeit anderer zu gerieren, bedeutet – um einen Begriff von G. W. F. Hegel zu verwenden – als „schöne Seele“¹³ zu gelten und als solche auch wahrgenommen werden zu dürfen. Unter den vielen möglichen Fragen, die man in diesem Zusammenhang stellen kann, werde ich folgender Frage nachgehen: Welche Kosten werden durch diese Praxis der selbstwertdienlichen Zuschreibungen verursacht?

die richtige Haltung zum Statussymbol wurde und warum das die Welt nicht besser macht, München ²2024, 10.

10 So zeigt Ramsay, Peter, *The Insecurity State. Vulnerable Autonomy and the Right to Security in the Criminal Law*, Oxford 2012, dass Rechte in England zunehmend als Schutz für Verletzte verstanden werden und nicht mehr als Grundlage individueller Freiheit und Autonomie.

11 Reckwitz, Andreas, *Verlust. Ein Grundproblem der Moderne*, Berlin 2024, 11.

12 Flaßpöhler (s. Anm. 9), 179.

13 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Phänomenologie des Geistes* (1807). Nach dem Text der Originalausgabe, hg. v. Johannes Hoffmeister, Philosophische Bibliothek 114, Hamburg 1952, 463.

1 Triggerwarnungen, *safe spaces* und *cancel culture* – Demonstrationen der Hochsensibilität. Eine kurze Begriffsklärung

Triggerwarnungen, die Etablierung von *safe spaces* und die sogenannte *cancel culture* sind deutliche Demonstrationen der geschärften Sensibilität für Verletzungen und vulnerable Identitäten. Ich beginne mit einer knappen begrifflichen Klärung.

Über *Triggerwarnungen* gibt die Homepage der Universität Köln wie folgt Auskunft:

Eine Triggerwarnung oder Contentwarnung/Content Notification (Inhaltswarnung) bezeichnet eine Kennzeichnung von sensiblen Inhalten. Diese Warnungen sollen Leser*innen und Zuhörer*innen die Möglichkeit geben, sich darauf einzustellen und zu entscheiden, ob sie sich mit den sensiblen Inhalten auseinandersetzen wollen. Triggernde Inhalte können bei Menschen starke Emotionen oder Erinnerungen auslösen. Die Warnungen werden am Anfang eines Beitrags oder einer Mitteilung platziert, manchmal mit Leerraum zwischen der Warnung und dem eigentlichen Inhalt, sodass der Inhalt nicht gleichzeitig mit der Warnung erscheint. Ziel ist es, einen nichtdiskriminierenden, sicheren oder sichereren Raum für die Teilnehmer*innen zu schaffen.¹⁴

Triggerwarnungen wollen somit ausschließen, dass Opfer von Diskriminierung und Gewalterfahrungen re-traumatisiert werden.¹⁵ Dies kann auch literarische Werke wie *Antigone* oder *The Great Gatsby* betreffen¹⁶, in denen eine Vergewaltigung thematisiert wird.

Eine zweite Methode zum Schutz vor Verletzungen ist die Etablierung sogenannter *safe spaces*. Der *safe space* wird definiert als Raum, der gesichert ist vor Diskriminierung und Gewalt. In diesen Raum können sich Menschen „mit ähnlichen Diskriminierungs- und Mar-

14 Universität zu Köln, Triggerwarnung, URL: <https://vielfalt.uni-koeln.de/antidiskriminierung/glossar-diskriminierung-rassismuskritik/triggerwarnung> (Zugriff: 03.03.2025).

15 Kostner, Sandra, Bedrohte Meinungsfreiheit oder Meinungsfreiheit als Bedrohung?, in: Maria-Sibylla Lotter (Hg.), Probleme der Streitkultur in Demokratie und Wissenschaft, Baden-Baden 2023, 99–128, 104.

16 Fourest, Carolin, Generation beleidigt. Von der Sprachpolizei zur Gedankenpolizei. Über den wachsenden Einfluss linker Identitärer. Eine Kritik. Aus dem Französischen von Alexander Carstiu, Mark Feldon, Christoph Hesse, Berlin 2020, 105f.

ginalisierungserfahrungen zurückziehen [...], um sich über ihre Erfahrungen auszutauschen, sich zu organisieren und gegenseitig zu empowern“¹⁷. Der Raum soll daher frei von diskriminierenden oder abwertenden Äußerungen oder Handlungen sein. Dies kann durch sogenannte *Awareness*-Teams sichergestellt werden, die sich um Diskriminierung, die passiert, kümmern bzw. dieser vorbeugen.¹⁸ Mittlerweile spricht man statt von *safe spaces* eher von *safer spaces*, um dem Sachverhalt Rechnung zu tragen, dass kein Raum jemals vollständig ohne Gewalt und Diskriminierung sein kann, jeder *safe space* sich innerhalb gegebener Machtstrukturen befinde und daher nicht völlig ohne rassistische, sexistische und heteronormative Einflüsse sei. Der Anspruch, Räume sicher zu machen, sei überhöht, sodass es nur darum gehen könne, Räume so sicher wie nur irgend möglich zu machen.¹⁹

In diesem Zusammenhang ist auch auf den Begriff *cancel culture* einzugehen. Anders als die Begriffe der Triggerwarnungen und *safe spaces* ist der Begriff *cancel culture* ein dichter Begriff²⁰, das heißt, er besitzt neben einem beschreibenden auch einen bewertenden Bedeutungsanteil. Er bezeichnet kritisch die Methode, unliebsame Meinungen oder Personen aus dem öffentlichen Diskurs zu verbannen. So versteht Julian Nida-Rümelin unter *cancel culture*

eine kulturelle Praxis [...], die Menschen abweichender Meinung zum Schweigen bringt, indem sie I. die Äußerung dieser Meinungen unterbindet, behindert oder zumindest erschwert; II. Personen, die diese Meinung haben, zum Schweigen bringt, aus dem Diskurs ausgrenzt oder zumindest marginalisiert; III. Personen, die diese Meinungen ha-

17 JFF – Institut für Medienpädagogik, Safe Space, URL: <https://rise-jugendkultur.de/glossar/safe-space/> (Zugriff: 03.03.2025).

18 Annika, Kummerkastenantwort 3.115: Was ist der Unterschied zwischen Safe Spaces und Safer Spaces?, URL: <https://queer-lexikon.net/2022/12/08/kummerkastenantwort-3-115-was-ist-der-unterschied-zwischen-safe-spaces-und-safer-spaces/> (Zugriff: 03.03.2025).

19 Priess, Sabine, Was einen Safe(r) Space ausmacht, URL: <http://www.rbb24.de/panorama/beitrag/2023/06/safe-space-berlin-schutzraeume-marginalisierte-unterdrueckung.html> (Zugriff: 03.03.2025).

20 Schönecker, Dieter, Akademische Verbannung. Auch ein Zwischenbericht, in: Maria-Sibylla Lotter (Hg.), Probleme der Streitkultur in Demokratie und Wissenschaft, Baden-Baden 2023, 189–216, 190.

ben, tötet, verfolgt oder ihnen Nachteile auferlegt, die die Freiheit ihrer persönlichen Lebensgestaltung beeinträchtigen.²¹

In eine ähnliche Richtung gehen die Überlegungen von Philipp Hübl, der statt von *cancel culture* von einer „Einschüchterungskultur, [...] in der man Leute, deren Wertevorstellungen einem missfallen, nicht einfach ignoriert oder mit Argumenten widerlegt, sondern sie stattdessen öffentlich oder privat unter Druck setzt und sogar versucht, ihre private Lebensgrundlage zu zerstören“²², spricht. Zentral sei daher, dass auf Menschen Druck ausgeübt werde, sich nicht zu äußern.²³ Dabei wird in diesem Zusammenhang immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass diese Form der Begrenzungen von Meinungen und der ausgeübte Druck nicht vom Staat, sondern von der Gesellschaft und ihren Leitmedien ausgeht.²⁴

In dem Begriff *cancel culture* steckt eine weitere zusätzliche Behauptung, nämlich dass es sich nicht nur um Einzelfälle handelt, sondern dass es eine *Kultur* der Begrenzung gibt. Hier herrschen unterschiedliche Auffassungen. Während einige die Fälle des *Cancelings* – gerade an Universitäten – namhaft machen²⁵, darauf verweisen, dass dieses Phänomen mittlerweile in vielen westlichen Ländern nachweisbar²⁶ ist und hierin sogar teilweise eine Gefahr der Demokratie sehen²⁷, sehen andere – wie Adrian Daub – die *cancel culture*

21 Nida-Rümelin, Julian, „Cancel Culture“. Ende der Aufklärung? Ein Plädoyer für eigenständiges Denken, München ⁴2023, 15.

22 Hübl (s. Anm. 9), 13.

23 Vgl. a.a.O., 182.

24 Vgl. Meyen, Michael, *Cancel Culture. Wie Propaganda und Zensur Demokratie und Gesellschaft zerstören*, Berlin 2024, 8; Fourest (s. Anm. 16), 8; Mangold, Ijoma, An ihren Worten sollt ihr sie erkennen!, in: Hanna Engelmeier u.a. (Hg.), *Canceln. Ein notwendiger Streit*, München 2023, 9–16, 10; Leonhardt, Rochus, Die politische Kultur Deutschlands im Schatten des Rechtspopulismus, in: Johann Hinrich Claussen u.a. (Hg.), *Christentum von rechts. Theologische Erkundungen und Kritik*, Tübingen 2021, 147–189, 154f.

25 Meggle, Georg, Akademische Freiheit? Ein Kübel voller Gegenbeispiele, in: Maria-Sibylla Lotter (Hg.), *Probleme der Streitkultur in Demokratie und Wissenschaft*, Baden-Baden 2023, 217–235.

26 Vgl. Lukianoff, Greg/Schlott, Rikki, *The Canceling of the American Mind. Cancel Culture Undermines Trust and Threatens Us All – But There Is a Solution*, New York 2023.

27 Vgl. Köpf, Peter/Ramadani, Zana, *Woke. Wie eine moralisierende Minderheit unsere Demokratie bedroht*, Köln 2023.

als ein Gespenst, das eher von Panik bestimmt sei, wenig objektiven Anhalt habe und mit mickrigen Anekdoten als Beleg aufwarte²⁸, oder – wie Martina Thiele – als Popanz, der von denen geprägt wird, die ihre Macht und Privilegien nicht loslassen wollen.²⁹

Nun ist der Begriff *cancel culture* für unseren Zusammenhang ungeeignet, vor allem, weil mit ihm immer eine aggressive Ausgrenzung unterstellt wird, die das Ziel habe, Menschen „die berufliche Lebensgrundlage zu zerstören“³⁰. Neutraler ist es daher, von einem Versuch zu sprechen, ein vermeintliches Fehlverhalten, beleidigende oder diskriminierende Handlungen öffentlich zu ächten und Personen und Meinungen zu boykottieren. Hier kann dann zwischen illegitimer und legitimer Begrenzung von Meinungen und Personen unterschieden³¹ werden, wobei natürlich differiert, wann eine Begrenzung als legitim angesehen wird und wann als illegitim.

2 Fragen an die Demonstrationen der Hochsensibilität

Triggerwarnungen, die Forderung nach Einrichtungen von *safe spaces* und das Bestreben der Begrenzung von schädlichen Meinungen oder Personen im öffentlichen Diskurs wollen als Bemühen verstanden werden, der Verletzlichkeit gefährdeter Psychen Rechnung zu tragen und sie zu schützen. Kaum zu bestreiten ist, dass es dabei zu einer zunehmenden Ausdehnung der Vorstellung dessen, was Menschen als Gewalt erleben und was sie emotional schädigt, kommt. So werden „Begriffe wie ‚Trauma‘, ‚Mobbing‘, ‚Hass‘, ‚Gewalt‘ oder ‚Sicherheit‘ [...] in den letzten Jahren auf immer schwächere

28 Daub, Adrian, *Cancel Culture Transfer*. Wie eine moralische Panik die Welt erfasst, Berlin 2022, 44.

29 Thiele, Martina, *Political Correctness und Cancel Culture – eine Frage der Macht! Plädoyer für einen Perspektivwechsel*, in: *Journalistik* 4 (2021), 72–79. – Eine Mittelstellung nimmt hier Julian Nida-Rümelin ein. Die Gefahr für die Demokratie als Staats- und Lebensform gehe gegenwärtig nicht von der *cancel culture* aus, sondern von rechtspopulistischen Kräften, die allerdings durch kulturelle und politische Fehlentwicklungen gestärkt werden, zu denen die *cancel culture* gehöre (vgl. Nida-Rümelin [s. Anm. 21], 10).

30 Hübl (s. Anm. 9), 183.

31 Schönecker (s. Anm. 20), 190.

Phänomene sowie auf neuere Bereiche ausgedehnt³². Dieses *concept creep* ist bereits mehrfach beobachtet worden.³³ Ist diese Ausdehnung ausschließlich als ein Symptom für die stärker werdende Sensibilität für Verletzlichkeit zu verstehen? Dass es in vielen Bereichen eine – im Vergleich zu früheren Zeiten – stärker werdende Sensibilität für Verletzlichkeit gibt, scheint nicht gut bestreitbar (bspw. für Opfer von sexuellem Missbrauch). Ich möchte im Folgenden die stärker werdende Sensibilität für Verletzlichkeit unter der Frage genauer ansehen, welche Probleme eventuell mit ihr verbunden sein könnten. Dabei werde ich einige Beobachtungen zusammentragen in der Hoffnung, dass uns diese Beobachtungen weiterführen.

Erstens: Es dürfte Einigkeit darüber bestehen, dass wir Menschen vor Gewalt und Übergriffen schützen müssen, und auch darüber, dass die Sprache nicht zu einer Unterdrückung sozialer Gruppen missbraucht werden darf. Einigkeit dürfte aber ebenfalls darin bestehen, dass eine Auseinandersetzung mit divergierenden Positionen Teil unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens ist. Zu Recht macht Julian Nida-Rümelin darauf aufmerksam, dass der öffentliche Vernunftgebrauch zu den Voraussetzungen einer vitalen Demokratie gehöre³⁴, epistemische Rationalität aber ohne Meinungsvielfalt und Respekt gegenüber abweichenden Auffassungen nicht möglich sei.³⁵ Eine vitale Demokratie lebe von „kreativen Ideen und konstruktiver Kritik“ und halte „Widersprüche und Konflikte aus“³⁶. Dies hat John Stuart Mill bereits 1859 genau gesehen:

[Das] eigentliche Übel, wenn man eine Meinung zum Schweigen bringt, besteht darin, dass es ein Raub an der Gemeinschaft aller ist, an der künftigen und an der, die jetzt lebt, und zwar noch mehr an den Menschen, die von dieser Meinung abweichen, als an denen, die sich zu ihr bekennen.³⁷

32 Lotter, Maria-Sibylla, Verletzende Worte und Grenzen des Sagbaren, in: dies. (Hg.), Probleme der Streitkultur in Demokratie und Wissenschaft, Baden-Baden 2023, 149–164, 157.

33 Vgl. Kostner (s. Anm. 15), 103; Schönecker (s. Anm. 20), 112; Fourest (s. Anm. 16), 13f.

34 Vgl. Nida-Rümelin (s. Anm. 21), 153.

35 Vgl. a.a.O., 88.

36 A.a.O., 90.

37 Mill, John Stuart, Über die Freiheit, Hamburg 2009, 25.

Dass die Sprache nicht zur Unterdrückung sozialer Gruppen missbraucht werden darf, heißt offenbar nicht, dass eine Politik der Repression von einigen als rassistisch, sexistisch und transphob eingestuften Meinungen zur Verbesserung der sozialen und politischen Verhältnisse beiträgt, weil in der Auseinandersetzung und (differenziert begründeten) Ablehnung von Meinungen das politische Bewusstsein wächst. So lässt sich sicherlich ein Konsens darüber erzielen, dass das Begrenzen von als schädlich angesehenen Meinungen und das Etablieren von *safe spaces* nicht dazu führen dürfen, dass wir dem Anderssein und kontroversen Debatten entfliehen.³⁸ Offensichtlich stellt es ein Problem dar, den gemeinsamen Raum der Gründe zu verlassen, in dem wir einander Gründe und Argumente vortragen und auf Gründe und Argumente anderer hören – wohl-gemerkt: auf Gründe und Argumente hören, die uns immer auch herausfordern und provozieren können. Dass die Begrenzung von als nicht akzeptabel empfundenen Meinungen und *safe spaces* in dieser Hinsicht gefährlich sein können, dürfte nicht von der Hand zu weisen sein, gerade für universitäre Kontexte, zu deren Wesen Meinungs-, Rede- und Wissenschaftsfreiheit gehören. Droht hier eine Begrenzung von Meinungen nicht die akademische Freiheit zu konterkarieren und könnte dies nicht dazu führen, dass Studierende sich Meinungen, die den eigenen widersprechen, entziehen können? Weiter gefragt: Sollte nicht die Universität als ein Ort, der geschützt ist vor der Beschränkung von Meinungen und der Beschränkung von Redefreiheit, den Studierenden die Chance bieten, ihre Positionen und ihr Selbstverständnis in Frage stellen zu lassen, aus den eigenen Selbstverständlichkeiten herausgerufen und so in einem wohl verstandenen Sinn verstört zu werden³⁹, kurz: sich „triggern“ zu lassen?

38 Vgl. Fourest (s. Anm. 16), 8.

39 So formuliert Lisa Feldman Barrett: „Entertaining someone else’s distasteful perspective can be educational“ (Feldman Barrett, Lisa, When is Speech Violence? New York Times, 14.07.2017, URL: <http://www.nytimes.com/2017/07/14/opinion/sunday/when-is-speech-violence.html> [Zugriff: 03.03.2025]). Sie erläutert dies an einem interessanten Beispiel aus einem Kurs über die Eugenik-Bewegung, die sich für die selektive Züchtung von Menschen einsetzte. Sie bat die Studierenden, die Position der Eugenik-Bewegung zu vertreten und Argumente für die Richtigkeit dieser Position, die in ihrer Zeit als eine wissenschaftliche Rechtfertigung des Rassismus diente, zu finden. Als die Studierenden

Zweitens: Neben gesellschaftlichen Konsequenzen werden auch Konsequenzen in der individuellen Lebensführung erwogen. So fragt Ulrike Ackermann, ob Vermeidungsstrategien (etwa durch Triggerwarnungen und *safe spaces*) nicht zu einer „mangelnde[n] Ambivalenztoleranz“⁴⁰ führen können. Und die Psychologin Esther Bockwyt formuliert:

Wenn wir versuchen, nicht mehr verletzbar zu sein, indem wir das Außen, die Welt derart verändern möchten, dass uns nichts mehr kränken kann, ist dies nicht nur ein unmögliches Unterfangen, sondern führt durch Vermeidung und operantes Lernen zu einer noch ausgeprägteren Kränkbarkeit.⁴¹

Für ein solches Vermeidungsverhalten sei typisch, dass die Toleranz für das, was vermieden werden soll, immer weiter zurückgeht.⁴² Dabei sei die Vorstellung, „der Mensch brauche eine weitgehend ungestörte, nicht kränkende, schmerzfreie Umwelt [...] aus psychologischer Perspektive nicht haltbar“⁴³. Hat der amerikanische Schmerzexperte David M. Morris bereits 1996 davon gesprochen, dass die Amerikaner zu der ersten Generation der Erde gehören, die ein schmerzfreies Dasein als eine Art „Verfassungsrecht“ ansähen und für die Schmerzen ein Skandal seien⁴⁴, so diagnostiziert Byung-Chul Han in seinem Buch „Palliativgesellschaft“ aus dem Jahr 2022 eine „Gesellschaft der Positivität, die sich jeder Form von Negativität zu

sich weigerten, bat sie ein afroamerikanisches Fakultätsmitglied, in ihr Seminar zu kommen, und bat dieses, in ihrem Seminar für die Eugenik zu argumentieren, während sie dagegen argumentierte, um nach der Hälfte der Debatte die Seiten zu wechseln. „We were modeling for the students a fundamental principle of a university education, as well as civil society: When you're forced to engage a position you strongly disagree with, you learn something about the other perspective as well as your own. The process feels unpleasant, but it's a good kind of stress — temporary and not harmful to your body — and you reap the longer-term benefits of learning“ (Feldman Barrett).

40 Ackermann, Ulrike, Wenn aus Emanzipationsbestrebungen Ideologie wird ... Wissenschaftsfreiheit unter Druck, in: Maria-Sibylla Lotter (Hg.), Probleme der Streitkultur in Demokratie und Wissenschaft, Baden-Baden 2023, 131–147, 136.

41 Bockwyt, Esther, Woke. Psychologie eines Kulturkampfes, Neu-Isenburg 2024, 119.

42 Vgl. a.a.O., 120.

43 A.a.O., 121.

44 Morris, David B., Geschichte des Schmerzes, Frankfurt a.M. 1996, 103.

entledigen sucht“⁴⁵. Die Philosophin Maria-Sibylla Lotter fragt, „ob es überhaupt eine wissenschaftliche Grundlage für die Annahme einer Schädigung und nachhaltigen Vulnerabilität durch Worte gibt, die irritierend oder als feindlich oder demütigend empfunden werden“⁴⁶. Zwar – so Lotter – sei durch medizinische Untersuchungen deutlich erwiesen, dass lange Phasen von psychischem Stress psychische Schädigungen hervorrufen, doch sei dies nicht auf einzelne Stresssituationen ohne Weiteres übertragbar. Nichts spreche dafür, dass eine als beleidigend empfundene Rede unmittelbar einen psychischen Schaden hervorruft.⁴⁷ In der Tat wird in der Forschung sowohl die Meinung vertreten, dass unser Körper gelernt habe, mit periodisch auftretenden Stresssituationen umzugehen, und daher der Versuch einer völligen Vermeidung von Stresssituationen eher schädlich sei, als auch, dass es keine Belege dafür gebe, dass – wie chronischer Stress – das bloße Zuhören bei einem Redner, dessen Rede als beleidigend wahrgenommen wird, zu Schaden führt.⁴⁸

Drittens: Es findet sich in der Literatur die Warnung, dass durch Unternehmungen wie Triggerwarnungen und die Forderung und Etablierung von *safe spaces* Personengruppen zu Opfern⁴⁹ gemacht und dadurch Opfer- und Schuldidentitäten festgeschrieben zu wer-

45 Han, Byung-Chul, Palliativgesellschaft. Schmerz heute, Berlin 2022, 8. Ziel einer solchen Palliativgesellschaft sei, „aus dem Menschen ein möglichst schmerzunempfindliches, permanent glückliches Leistungssubjekt zu formen“ (a.a.O., 9). Dadurch verliere der Schmerz jedoch an Bedeutung (a.a.O., 32). Allerdings werde das schmerzlose Leben mit permanentem Glück kein menschliches Leben mehr sein (vgl. a.a.O., 81).

46 Lotter (s. Anm. 32), 155.

47 Vgl. a.a.O., 156.

48 Vgl. hierzu die Diskussion: Feldman Barrett (s. Anm. 39); Leef, George, No, Professor, Words Are Not Violence, The James G. Martin Center for Academic Renewal, 16.08.2017, URL: <https://www.jamesgmartin.center/2017/08/no-professor-words-not-violence/> (Zugriff: 03.03.2025); Haidt, Jonathan/Lukianoff, Greg, Why It's a Bad Idea to Tell Students Words Are Violence. A Claim Increasingly Heard on Campus Will Make Them More Anxious and More Willing to Justify Physical Harm, The Atlantic, 18.07.2017, URL: <http://www.theatlantic.com/education/archive/2017/07/why-its-a-bad-idea-to-tell-students-words-are-violence/533970/> (Zugriff: 03.03.2025).

49 Dabei ist zwischen Verlierern und Opfern zu unterscheiden. Im Unterschied zu einem Verlierer ist das Opfer nicht selbst verantwortlich (vgl. Reckwitz [s. Anm. 11], 220).

den drohen.⁵⁰ Dies ist besonders deshalb verhängnisvoll, weil Menschen sich gegenwärtig in viel stärkerem Maße als früher als Opfer erleben, die Opferrolle somit eine solche ist, die offeriert werden kann und in die sich Menschen anders als früher gerne drängen lassen. Bradley Campbell und Jason Manning haben neben Kulturen der Ehre und Kulturen der Würde eine Kultur des Opferseins (victimhood) herausgearbeitet, die gegenwärtig anzutreffen sei. In dieser Kultur werde die Hilfe, die man verlange, und der Respekt, den man erwarte, begründet durch erlittene Unterdrückung.⁵¹ In dieser Weise diagnostiziert auch Andreas Reckwitz, dass Opfer zu sein „in der Spätmoderne gewissermaßen zu einer erstrebenswerten Kategorie geworden [ist], die eine auf ihre Weise privilegierte Position“⁵² sichert. Robert Pfaller beobachtet, dass in diesen Kulturen des Opferseins versucht wird, „kleinste Verletzungen wahrzunehmen und sie einer möglichst großen Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen – um dadurch nicht nur für Sympathie, sondern zugleich auch dafür zu werben, dass Sympathie gerade solchen Opfern zu gebühren scheint“⁵³. Wie die Produktion von Tätern dazu tendiert, jede sachliche Auseinandersetzung zu ersetzen, weil sie als Unpersonen der sachlichen Auseinandersetzung für unwürdig erachtet werden, so macht auch die Produktion von Opfern eine sachliche Auseinandersetzung überflüssig: Dem Opfer gebührt aufgrund seines Opferseins Zustimmung. Der in diesem Verfahren leitende Grundsatz lautet: „Wer sich verletzt, beleidigt etc. fühlt, hat Recht“⁵⁴. Den Opfern muss geglaubt werden und die, die angeklagt werden, sind automatisch Täter.⁵⁵ Norbert Bolz formuliert: „Man zeigt seine Wunden und klagt die Gesellschaft an. Als Opfer braucht man keine Argumente.

50 Kostner (s. Anm. 15), 102; Bockwyt (s. Anm. 41), 106.

51 Vgl. Campbell, Bradley/Manning, Jason, Microaggression and Moral Cultures, in: *Comparative Sociology* 13 (2014), 692–726, bes. 715.

52 Reckwitz (s. Anm. 11), 383.

53 Vgl. Pfaller, Robert, *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur*, Frankfurt a.M. 2018, 116. Dabei macht Pfaller darauf aufmerksam, dass diese Mechanismen typisch für die Oberschicht seien, während die unteren Schichten nicht dazu greifen (vgl. a.a.O., 118). So tauche das Klagen über „Mikroaggressionen“ vorwiegend „im sozialen wie fachlichen Luxussegment der Universitäten“ (a.a.O., 118) auf.

54 A.a.O., 55.

55 Vgl. Stegemann, Bernd, *Wutkultur*, Berlin 2021, 61f.

An die Stelle von Ideologiekritik tritt Indigniertheit, Entrüstung gilt heute als Echtheitsbeweis⁵⁶. Dabei wird man bereits durch negative Emotionen zum Opfer, wie die vermeintlichen Auslöser der negativen Emotionen zu Tätern werden. Die durch das Opfersein erzielten Gewinne machen dabei verständlich, warum man sich auch ungerechtfertigterweise als Opfer stilisiert, ja lügt, um als Opfer zu erscheinen („Opfer-Hochstapler“⁵⁷) – etwas, das in einer Kultur der Ehre undenkbar wäre, in der das Opfersein Ehrverlust bedeutet.⁵⁸ So wird kritisch gefragt, ob das Offerieren der Opferrolle nicht eine

56 Bolz, Norbert, *Keine Macht der Moral! Politik jenseits von Gut und Böse*, Berlin 2021, 168f.

57 Hübl (s. Anm. 9), 12.

58 *Erinnert sei an den Fall des Sängers Gil Ofarim (vgl. Diehl, Jörg/Maxwill, Peter/Winter, Steffen, So fiel der Antisemitismus-Skandal in Leipzig in sich zusammen, Spiegel 14 [2022]): Am 4. Oktober 2021 veröffentlichte Ofarim auf Instagram ein Video, in dem er unter Tränen davon berichtete, von einem Hotelangestellten des Hotels The Westin Leipzig antisemitisch beleidigt und gedemütigt worden zu sein. Der Rezeptionist des Hotels – so Ofarim – habe ihn dazu aufgefordert, seine Kette mit Davidstern abzulegen, weil er sonst nicht einchecken dürfe. Der Vorfall löste allgemeine Empörung aus. So versammelten sich am darauffolgenden Tag Menschen vor dem Hotel, um gegen Antisemitismus zu demonstrieren. Im weiteren Verlauf kamen allerdings (u.a. durch Videomaterial einer Überwachungskamera) Zweifel an der von Ofarim geschilderten Version auf. Verschiedene Dinge konnten sich so nicht ereignet haben, wie Ofarim sie geschildert hatte. So stellte die zuständige Staatsanwaltschaft Ende März 2022 das Verfahren wegen Volksverhetzung gegen den Hotelangestellten ein und erhob Anklage gegen Ofarim wegen Verleumdung und falscher Verdächtigung. In dem anschließenden Verfahren Ende November 2023 gestand Ofarim, alles frei erfunden zu haben, und entschuldigte sich bei dem beschuldigten Hotelangestellten. Interessant ist der Fall, weil er ein erschreckendes Bild auf unsere Kultur des Opferseins wirft. Offenkundig besitzt es in unserer postheroischen Mentalität eine erschreckende Attraktivität, sich selbst als Opfer zu stilisieren. Dies lässt sich auch im Alltag beobachten: So begegnen uns Menschen, die sich bereits bei dem geringsten Anlass gemobbt fühlen und daher über Mobbing oder mobbingähnliches Verhalten klagen. Indem ich mich als Opfer stilisiere, gibt es keine Grautöne mehr, vielmehr ist die Welt in Opfer und Täter, Gut und Böse aufgeteilt und – zu meinen Gunsten – vereindeutigt. Mein Opfersein ist Beweis dafür, dass ich Respekt und Hilfe verdiene. Dabei macht der Fall Ofarim noch etwas anderes deutlich, auf das Campbell/Manning in anderem Zusammenhang bereits hingewiesen haben: Die Kultur der Viktimisierung wird durch das Internet und Plattformen wie Facebook, Instagram oder Twitter unterstützt (Campbell/Manning [s. Anm. 51], 710), bilden sie doch das Forum, sich selbst als Opfer zu präsentieren.*

„emotionale Fragilität und ein[en] überhöhte[n] Narzissmus“ ebenso unterstützt wie eine „pessimistische bis katastrophierende Grundanspannung, verbunden mit Schwarz-Weiß-Denken und Projektion des Bösen in andere und in die gesamtgesellschaftliche Struktur“⁵⁹, sodass Menschen zur erwachsenen Übernahme von Verantwortung demotiviert werden. Aus dem Verantwortung übernehmenden gestalterischen Menschen wird der, der passiv leidend Rücksichtnahme für sich verlangt. Am Beispiel einer Warnung vor „adult language“ bemerkt Robert Pfaller eine gesellschaftliche Entwicklung, „in deren Verlauf Erwachsensein nicht mehr selbstverständlich von erwachsenen Menschen erwartet werden darf“⁶⁰. Nicht mehr Erwachsensein sei öffentlicher Standard, „sondern diverse Empfindlichkeiten, Herkunftse oder sonstige Beschaffenheiten“. Demgegenüber fordert Pfaller „Erwachsenheit“. „Diese Haltung bedeutet, manche Unannehmlichkeiten oder Übel ebenso als notwendige Begleiterscheinungen des Lebens zu erkennen wie die eigenen Möglichkeiten, sie zu ertragen oder zu überwinden“⁶¹.

In der Tat lässt sich die Kultivierung mangelnder Erwachsensein an verschiedenen Phänomenen – wie etwa der Sprache – beobachten. So bekommt man heute bspw. nicht gesagt, dass Marie-Louise die „Mutter“ von Yara Mimi ist, sondern es wird davon gesprochen, dass sie ihre „Mama“ sei.⁶² Auch die zu Pädagogisierenden sind über die klassischerweise als erziehungsbedürftig angesehene Gruppe der Minderjährigen ausgeweitet. So macht Juli Zeh in einem Interview im *Cicero* auf den „pädagogischen Ansatz“ und die „Top-down-Methode“ in der Politik aufmerksam, die mündige Wähler wie kleine Kinder behandelt, denen „etwas zu erklären“ ist, die „abzuholen“ und „mitzunehmen“⁶³ sind. Die Kommunikation mit den Bürgern habe daher „pädagogische“, ja „therapeutische“ Züge⁶⁴. Allerdings

59 Bockwyt (s. Anm. 41), 106.

60 Pfaller (s. Anm. 53), 9.

61 A.a.O., 10.

62 Die Firma „boep“, die vegane Naturkosmetik anbietet, wirbt: „Liebevoll entwickelt von einer Ärztin und Mama“. Das boep GmbH, Startseite, URL: https://dasboep.de/?srsltid=AfmBOoolGPNUyV3HGAqqwhe_gbF9UygyvZe8C-Zk4CVCjy9Gn5Pv2z9F (Zugriff: 03.03.2025).

63 Zeh, Juli/Resing, Volker, Pädagogische Politik ist gefährlich. Ein Interview, in: *Cicero* 9 (2024), 27–34, 28.

64 Ebd.

wird nicht nur in der Politik therapiert, immer größere Kreise werden als therapiebedürftig angesehen. So beobachtet der Essener Psychologe Marcus Roth, „dass immer mehr Gefühle oder Verhaltensweisen, die früher als normal galten, heute in den Bereich des Pathologischen geschoben werden“⁶⁵. Die Gesellschaft neige dazu, immer mehr als „psychische Störung“ zu betrachten, sodass vorübergehende Krisen, die zur menschlichen Entwicklung gehören, nun als psychische Störung diagnostiziert werden. Für viele Patienten sei dies angenehm, weil man sich hinter die Diagnose zurückziehen könne. „Es geht dabei möglicherweise auch um die Abgabe von Verantwortung. Die Diagnose kann wie eine Bescheinigung sein: ‚Ich bin krank, ich brauche Hilfe von anderen.‘ Plötzlich liegt das Problem nicht mehr bei uns allein, sondern bei den anderen, deren Rücksicht ich durch meine Diagnose verlangen kann“⁶⁶. Dadurch – so Roth – werden immer mehr Aspekte des Lebens als Therapiefall gesehen.⁶⁷ Der Psychotherapeut Holger Richter vermutet, dass der Therapie-Boom auch an den Vorteilen liegt, die sich manche von einem Opferstatus versprechen. „Wir haben heute eine Opferhierarchie in der Gesellschaft. Man sagt sich, mit einer psychischen Erkrankung gehört man zu einer marginalisierten Gruppe und verdient dadurch Vorteile“⁶⁸.

65 Roth, Marcus/Kuroczik, Johanna, Wir schließen immer mehr Aspekte des Lebens aus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 259/2024, N 1.

66 Ebd. Vgl. hierzu ausführlich die Studie von Roth, Marcus/Steins, Gisela, Anmerkungen zur Problematik fehlender Psychotherapieplätze, in: Psychologische Rundschau 75 (2024), 289–300, und die Ergänzungen Roth, Marcus, Die Normalität ist differentiell: Entgegnung zum Kommentar von Brakemeier et al. (2024), in: Psychologische Rundschau 75 (2024), 301–310.

67 Dies verdeutlicht Roth an der Trauer: „Früher war ein Todesfall im nahen Umfeld ein Ausschlusskriterium für eine Depression. Das wurde nun gestrichen. Das bedeutet, dass mir, wenn ich 14 Tage nach dem Tod meines Partners oder Kindes noch tieftraurig bin, eine Depression diagnostiziert werden könnte. Wir akzeptieren Trauer nicht mehr als normale Spielart des Seins. Dabei wird jeder zweite Ehepartner den Tod des anderen erleben. Und fast jeder wird den Verlust der Eltern erfahren. Es hat sich die Vorstellung verbreitet, dass das Leben grundsätzlich schön sein muss und alles Unangenehme unnormale sein muss. Einiges, was heute als Anpassungsstörung diagnostiziert wird, könnte auch als normale Reaktion auf ein Unglück betrachtet werden“ (Roth/Kuroczik [s. Anm. 65], N 1).

68 Richter, Holger/Karger, Lena, Pathologisierung-Pandemie. Wir haben heute eine Opferhierarchie in der Gesellschaft, welt-online vom 30.11.2024, URL: <https://www.welt.de/kultur/plus254712702/Pathologisierung-Pandemie>

Viertens: Wer entscheidet, vor was gewarnt werden muss und wovor nicht, wofür *safe spaces* eingerichtet werden und wofür nicht, welche Meinungen zu begrenzen sind und welche Meinungen uns zugemutet werden dürfen und wir auszuhalten verpflichtet sind?⁶⁹ Bereits John Stuart Mill spricht im Blick auf die Frage nach der Toleranz oder Nicht-Toleranz von Meinungen davon, dass niemand das Recht habe, „die Frage für die ganze Menschheit zu entscheiden und jede andere Person von der Möglichkeit des Urteils auszuschließen“⁷⁰. Die Gefahr einer „epistemische[n] Arroganz“⁷¹ liegt nahe. Dieter Schönecker versteht darunter

den Hang eines Subjekts, die eigene Meinung bezüglich einer *de facto* umstrittenen und mit gegenläufigen Evidenzen verknüpften Sachfrage mit einem hohen Grad an subjektiver Gewissheit zu hegen, verbunden mit der Überzeugung, es besser zu wissen als andere Subjekte, die eine andere Meinung haben – eine Gewissheit und Überzeugung, welche die Bereitschaft schmälern oder verhindern [sic!], andere Meinungen als diskussionswürdig anzuerkennen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen.⁷²

Deutlich dürfte sein, dass es bei der Frage, wer entscheidet, welche Meinung im öffentlichen Diskurs ausgeschlossen wird, wovor zu warnen ist und wer in einem *safe space* geschützt werden muss, was als Diskriminierung gilt und was als rechtmäßige Kritik, immer auch um eine Machtfrage geht.⁷³ Gerade der Vorwurf der Diskrimi-

-ADHS-Diagnosen-steigen-an-aber-Narzissmus-will-niemand-haben.html (Zugriff: 03.03.2025). Dabei macht Richter darauf aufmerksam, dass es auch nur bestimmte Diagnosen, wie etwa Hypersensibilität oder ADHS sind, die vermehrt diagnostiziert werden. „Bei einer allgemeinen Entstigmatisierung von psychischen Erkrankungen müssten jedoch alle gleichmäßig ansteigen. Schizophrenie und Narzissmus aber will niemand haben. In 8000 Therapieanträgen gab es nur dreimal die narzisstische Persönlichkeitsstörung. Wenn man sich umguckt, weiß man aber, dass die Menschen heute sehr narzisstisch und auf sich bezogen sind. Das wollen aber Patienten nicht mehr. Die wollen was anderes bestätigt haben“ (ebd.).

69 Mangold (s. Anm. 24), 12. Kriterien hierfür entwickelt Nida-Rümelin (s. Anm. 21), 126f.

70 Mill (s. Anm. 37), 26.

71 Schönecker (s. Anm. 20), 204.

72 Ebd.

73 Liessmann, Konrad Paul, Der befleckte Geist. Cancel Culture und die Moralisierung des Gedankens, in: Hanna Engelmeier u.a. (Hg.), Canceln. Ein notwendi-

nierung und des Missbrauchs der Sprache wendet sich nicht bloß gegen (bestehende) Machtverhältnisse, sondern konstituiert neue Machtverhältnisse – ist somit *Teil* des Machtkampfes.⁷⁴ Allerdings sind hierbei häufig die Machtverhältnisse verschleiert, der Machtanspruch tritt *sub contrario* auf, weil er von denen ausgeht, die auf der Seite der Opfer stehen oder zumindest zu stehen vorgeben.⁷⁵

Fünftens: Immer wieder habe ich beobachtet, dass die Forderung nach *safe spaces* bei vielen Menschen Unmut auszulösen scheint, die eigentlich gar nichts gegen den Schutz von Minderheiten haben und sich auch gegen jede Form der Diskriminierung wenden und sich sogar in ihrem persönlichen Umfeld aktiv gegen Diskriminierung einsetzen. Ich kann hier – ausgehend von den Gesprächen mit diesen Personen – nur Vermutungen darüber anstellen, was der Grund für dieses Unbehagen sein könnte.

a) Dass Menschen sich in geschützte Räume zurückgezogen haben, um unter sich zu sein, ist keineswegs neu (vgl. bspw. Grup-

ger Streit, München 2023, 127–146, 132. Dabei ist deutlich, dass die Behauptung, etwas sei eine Ausgrenzung oder Diskriminierung, gar nicht argumentativ ausgewiesen werden muss: Wie vulnerabel und daher schützenswert jemand ist, ergibt sich nicht aus den Merkmalen, aufgrund derer sie potentielle Opfer von Ausgrenzung und Diskriminierung sind, sondern vor allem aus dem, wie sie selbst darauf reagieren. So scheint als Grundsatz formuliert werden zu können: „Als Grenzüberschreitung gilt [...] das, was die betroffene Person als solche definiert und wahrnimmt“. Dabei wird ausdrücklich „Parteilichkeit als Handlungsgrundsatz“ genannt: „Wir handeln so, dass wir zunächst den betroffenen Personen unser Vertrauen zusichern und uns für diese Personen einsetzen. Eine ‚neutrale‘ Haltung ist in einer solchen Situation wenig sinnvoll und kaum möglich“ (Fachschaftsrat Evangelische Theologie Göttingen, Code of Conduct & Awareness, URL: <https://fs-theo.de/awareness/> [Zugriff: 03.03.2025]).

74 Wenn Martina Thiele die Rede von *cancel culture* als einen Popanz sieht, der von Menschen aufgebaut wird, die ihre Macht und Privilegien nicht loslassen wollen (Thiele [s. Anm. 29]), so sieht sie zu Recht, dass es hier um eine Frage von Macht und Privilegien geht. Was sie aber nicht erwähnt, ist, dass beiden, also sowohl denen, die von *cancel culture* reden, als auch denen, die diese Rede für unangemessen halten, um Macht und Privilegien geht.

75 So macht Lotter deutlich, dass eine Transgender-Person, die als Individuum Opfer feindseligen Verhaltens ist, als Mitglied einer medial und institutionell einflussreichen Transgender-Organisation durchaus politisch mächtig sein kann (vgl. Lotter, Maria-Sibylla, Sind „vulnerable Gruppen“ vor Kritik zu schützen? Die Funktion der Redefreiheit für die liberale Demokratie und die Ideologisierung der Vulnerabilität, in: Zeitschrift für Praktische Philosophie 9 [2022], 375–398, 389).

pentherapien, Selbsthilfegruppen). Die Forderung nach *safe spaces* scheint aber von vielen nicht als notwendiger Rückzug von Menschen verstanden zu werden, sondern als Forderung nach einem Ausschluss von Menschen. Offensichtlich erleben viele Menschen es dann so, dass der andere in erster Linie als Bedrohung in den Blick kommt, die es zu beseitigen gilt.⁷⁶ Haben sie eventuell den Eindruck, dass mit den Opfer- auch die Schuldidentitäten drohen festgeschrieben zu werden⁷⁷ – und so alle schuldig zu sein scheinen, die nicht Opfer sind, also auch sie selbst?

b) Wenn *safe spaces* definiert werden als Räume, die gesichert sind vor gewalttätigem, diskriminierendem und rassistischem Verhalten – sowohl vor körperlicher Gewalt (Körperverletzung, sexueller Missbrauch) und vor verbaler Gewalt (Nötigung, Erpressung) als auch vor seelischer Gewalt (Mobbing) –, droht dann nicht überspielt zu werden, dass in der Bundesrepublik alle Räume vor gewalttätigem, diskriminierendem und rassistischem Verhalten geschützt sind – und zwar durch das Recht? Hier scheint ein weiterer Grund für Unmut zu liegen: Wenn es in der Gesellschaft tatsächlich gewalttätiges, diskriminierendes und rassistisches Verhalten gibt, wird dies nicht dadurch in gewisser Weise stabilisiert, dass man (bloß) *safe spaces* einrichtet, die hiervon ausgenommen sind, statt den gesellschaftlichen Missstand zu bekämpfen?

Nun handelt es sich hier nur um erste zaghafte Überlegungen zu dem Unmut, der bei Menschen bei der Forderung nach *safe spaces* ausgelöst wird. Allerdings scheint mir zentral, dieser Frage ausführlich und intensiv nachzugehen, ja unverantwortlich, dieser Frage nicht genügend Beachtung zu schenken; denn es wäre widersinnig, wenn Maßnahmen zum Schutz von Menschen von anderen als eine solche Zumutung empfunden werden, dass sie sich gegen die zu Schützenden wenden.⁷⁸

76 Vgl. Han (s. Anm. 45), 70.

77 Kostner (s. Anm. 15), 102.

78 Dies wäre nur dann sinnvoll, wenn es denen, die diese Maßnahmen durchführen, in Wahrheit gar nicht um diejenigen geht, die sie zu schützen vorgeben.

3 Hochsensibilität als Demonstration moralischer Überlegenheit?

Mit Triggerwarnungen, der Forderung nach Etablierung von *safe spaces* und dem Bestreben der Begrenzung von als verletzend empfundenen Meinungen oder Personen im öffentlichen Diskurs wird eine neue Sensibilität für Verletzlichkeiten dokumentiert, die allerdings – wie wir sahen – auch Fragen aufgeworfen hat. Diese Fragen erlauben vor allem deshalb Zweifel daran, ob es hier wirklich nur um den Schutz des (verletzten) anderen geht, weil sich vieles gar nicht als Schutz erklären lässt, ja den verletzten anderen teilweise sogar gefährdet und seine Entmündigung riskiert. Der Philosoph Konrad Paul Liessmann vermutet, dass es um „Deutungshoheit in Geschichte und Gegenwart“⁷⁹ geht. Nach Philipp Hübl soll so eine moralische Überlegenheit demonstriert werden. Es handele sich oftmals um ein „Stammessignal, dass man die richtige Gesinnung hat“⁸⁰. Sicherlich sind die genannten Unternehmungen ganz unterschiedlich motiviert und lassen sich daher auf unterschiedliche Weise verstehen. Könnten sie sich aber auch als *moral grandstanding* verstehen lassen?

Ein paar kurze Bemerkungen zu dem, was ich – in Anlehnung an die Philosophen Justin Tosi und Brandon Warmke, die den Begriff maßgeblich geprägt haben⁸¹ – unter *moral grandstanding* verstehe. Es dürfte unstrittig sein, dass die Moral geschwächt wird, wenn auch nur der Verdacht entsteht, „dass besonders moralische Menschen bloß in eigeninteressierter Weise klug sind und mit der Moral ihre Nische gefunden haben, sich zu profilieren“⁸². Dabei scheint ein sich selbst Rühmen ein fast unvermeidlicher Bestandteil der moralischen Rede zu sein. In dieser Weise urteilt auch Ijoma Mangold: „Es ist fast unmöglich, mit Moral zu argumentieren, ohne sich selbst in

79 Vgl. Liessmann (s. Anm. 73), 234.

80 Hübl, Philipp, Die aufgeregte Gesellschaft. Wie Emotionen unsere Moral prägen und die Polarisierung verstärken, München ²2019, 226.

81 Vgl. Tosi, Justin/Warmke, Brandon, Grandstanding. The Use and Abuse of Moral Talk, Oxford 2020.

82 Mieth, Corinna/Rosenthal, Jacob, Spielarten des Moralismus, in: Christian Neuhäuser/Christian Seidel (Hg.), Kritik des Moralismus, Berlin 2020, 35–60, 51.

ein moralisch vorteilhaftes Licht zu rücken⁸³. In der Tat: Im moralischen Urteil erweise ich mich als jemand, der moralisch zu urteilen versteht. Gerade deshalb ist moralische Sprache so anziehend: Es ist ein Sprechen von einem höheren Standpunkt aus und eine Demonstration der eigenen Moralität⁸⁴, denn indem wir von einem höheren Standpunkt aus sprechen, erweisen wir uns als jemand, der auf diesem höheren Standpunkt zu stehen vermag. Ich zeige anderen (und mir selbst), dass ich jemand bin, dem moralische Positionen wichtig sind, weil ich sie ins Spiel bringe und ihnen zustimme. Durchaus treffend spricht Bernd Stegemann von einer „Selbstverzauberung“⁸⁵. Die moralische Rede enthält die frohe Botschaft: Ich gehöre zu den Guten!⁸⁶ Gerade so wird in der moralischen Kommunikation ein ideales Selbst etabliert: Wir formulieren moralische Positionen, fällen moralische Urteile und gewinnen so unser ideales Selbst: als diejenigen, die eben diese Positionen besitzen. Dieses ideale Selbst stimmt dem moralisch Guten zu und erweist sich in dieser Zustimmung zum moralisch Guten als gut. Und gerade so unterscheiden wir uns von den Ungerechten und Unmoralischen, die ganz offensichtlich dem moralisch Guten nicht zustimmen oder für die das moralisch Gute nicht in vergleichbarer Weise Grund ihrer Urteile ist. Genau hier liegt aber der gefährliche Umschlag, wenn nämlich die Etablierung des idealen Selbst zum eigentlichen Zweck des moralischen Urteilens wird, sodass es – wie die Philosophin Michaela Rehm deutlich macht – nicht um Klima und Flüchtlinge zu gehen scheint, sondern um mich als Flüchtlingshelfer und Klimaschützer.⁸⁷

Die Einsicht, dass Triggerwarnungen, die Forderung nach der Etablierung von *safe spaces* und die Begrenzung von Meinungen im öffentlichen Raum zum *moral grandstanding* missbraucht werden

83 Mangold, Ijoma, Das Problem des moralischen Sprechens, in: taz.FUTUR-ZWEI 9 (2019), 24f.25.

84 Vgl. Bittner, Rüdiger, Verwüstung durch Moral, in: Brigitte Boothe/Philipp Stoellger (Hg.), Moral als Gift oder Gabe? Zur Ambivalenz von Moral und Religion, Würzburg 2004, 98–103.

85 Stegemann (s. Anm. 55), 23.

86 Ähnlich Körtner, Ulrich H. J., Für die Vernunft. Wider Moralisierung und Emotionalisierung in Politik und Kirche, Leipzig ²2017, 5.

87 Vgl. Rehm, Michaela, Ist moralisches Handeln eine Form des de dicto motivierten Handelns?, in: Christian Neuhäuser/Christian Seidel (Hg.), Kritik des Moralismus, Berlin 2020, 134–152, 147.

können, ist eigentlich ebenso banal wie unaufregend, schließlich kann alles zum (moralischen) Selbstruhm verkehrt werden – selbst die Kritik am (moralischen) Selbstruhm. Die von uns betrachteten Formen der Demonstration von Hochsensibilität scheinen sich aber in *besonderer Weise* für das *moral grandstanding* zu eignen und daher in besonderer Weise dafür anfällig zu sein. *Erstens* stehen den durch Triggerwarnungen, Forderungen nach *safe spaces* und einer Begrenzung von Personen und Meinungen im öffentlichen Raum erzielten Ansehensgewinnen nur minimale primäre Kosten gegenüber; denn all diese Dinge beschränken unser Handeln und unser Leben in keiner Weise. In erster Linie zeige ich dadurch vornehmlich mir selbst, dass ich jemand bin, der auf einem moralischen Standpunkt zu stehen vermag. Darüber hinaus werden sie häufig vor einem Forum vorgetragen, vor dem sie sicher Anerkennung finden und daher nicht einmal Mut, bestenfalls „Gratismut“ erforderlich ist. Als Gratismut bezeichnet Hans Magnus Enzensberger einen Mut, der nichts kostet, weil er keinerlei Risiken, Gefahren oder negative Konsequenzen mit sich bringt.⁸⁸ *Zweitens* scheinen sie gut in das digitale Zeitalter zu passen und zu der hier praktizierten Form des *moral grandstanding*: dem digitalen *virtue signaling*.⁸⁹ Die Philosophin Barbara Bleisch macht in ihrer Kolumne auf den Ausverkauf der Moral in den sozialen Medien aufmerksam: „Wer sich auf Instagram und Facebook moralisch gibt“ – so Bleisch – „hat oft nicht mehr im Blick als Prestige und Dominanz“⁹⁰. Dies ist nach Bleisch deshalb der Fall, weil es in den Tweets und Posts selten um die Sache an sich gehe, vielmehr gehe es oft genug nur um einen selbst. Die Moral diene der Politur des eigenen Images. Dadurch werde die Moral zur PR-Nummer degradiert. Dabei ist auffällig, dass das *virtue signaling* immer stärker auch den Inhalt der Moral zu bestimmen

88 Vgl. Enzensberger, Hans Magnus, Gratismut und Gratisangst, in: ders., Einzelheiten I, Frankfurt a.M. 1962, 186–191. Kennzeichen für den Gratismut ist aber nach Enzensberger nicht nur, dass er nichts kostet, sondern mit dem Begriff verbindet sich auch, dass die betreffende Person sich geriert, als sei sie ein mutiger Widerstandskämpfer, der für seine Taten bzw. Worte schlimmste Konsequenzen zu befürchten habe.

89 Mangold (s. Anm. 83), 25.

90 Vgl. Bleisch, Barbara, Der Ausverkauf der Moral in den sozialen Medien, URL: <https://www.tagesanzeiger.ch/der-ausverkauf-der-moral-in-den-sozialen-medien-248109894114> (Zugriff: 03.03.2025).

scheint, weil es dazu führt, dass diejenigen Dinge in das Zentrum moralischer Hochschätzung geraten, die auf Facebook, Instagram und X (ehemals Twitter) gut darstellbar sind, wie die Zubereitung einer veganen Mahlzeit oder die Beteiligung an einer Fridays-for-Future-Demonstration. Ein solches Bild lässt sich liken und mit einem kurzen Kommentar versehen – 100 % *instagrammable*. Dass auch Triggerwarnungen, Forderungen nach konkreten *safe spaces* oder Begrenzungen von Personen und Meinungen in der digitalen Welt *instagrammable* sind, ist offensichtlich. *Drittens*: Wir haben gesehen, dass es bei den genannten Formen der Demonstration von Hochsensibilität immer auch um Machtausübung geht. Die hier ausgeübte Macht entspricht in ihrer Struktur derjenigen Macht, die die moralische Rede in der Regel bereitstellt: eine verdeckte Form der Macht, die gerade deshalb umso machtvoller ist: Gegen eine verdeckte Macht kann man sich kaum wehren, ja bereits sie als Macht zu bezeichnen, könnte mich ins Abseits stellen.⁹¹ Die thematisierten Formen der Demonstration der Sensibilität für Verletzlichkeit verbergen ihr Machtstreben von Haus aus, da sie vorgeben, auf die Seite der Opfer zu gehören und die Verletzlichkeit anderer im Blick zu haben – Macht durch die Parteinahme für die Ohnmächtigen bzw. die als ohnmächtig Wahrgenommenen und zu Ohnmächtigen Erklärten.

Nun lässt sich aber nicht nur die Frage stellen, ob die von uns betrachteten Formen der Demonstration von Hochsensibilität sich in *besonderer Weise* für das *moral grandstanding* eignen, vielmehr lassen sich von hier aus auch Beobachtungen einordnen, die wir bereits gemacht haben.

Erstens sind wir auf das Phänomen des *concept creep* gestoßen: die Vorstellung dessen, was Menschen schädigt, wovor gewarnt und geschützt werden muss, welche Meinungen nicht mehr tolerierbar sind, wächst, wie auch Begriffe wie „Mobbing“, „Gewalt“ und „Sicherheit“ immer mehr ausgeweitet werden. Dies lässt sich

91 So verdeutlicht Ulrike Peisker in Bezug auf die Missbrauchsfälle in der Kirche die Gefahr, die von einer verdeckten Macht ausgeht (vgl. Peisker, Ulrike, Kann theologische Reflexion zweitem Missbrauch und sekundärer Viktimisierung vorbeugen? Überlegungen im Anschluss an die ForuM-Studie, in: Matthias Pulte u.a. (Hg.), Der Schutz der Integrität der Person. Prevention and Safeguarding, Mainzer Beiträge zum Kirchen- und Religionsrecht 17, Würzburg 2025, 113–133 (im Erscheinen).

sicherlich ganz unterschiedlich erklären, aber auch durch das *moral grandstanding*, also den Versuch, durch moralische Rede Selbstruhm zu erreichen. Wenn es nämlich darum geht, durch Sensibilität für Verletzlichkeit ein besonders erlesenes moralisches Sensorium zu demonstrieren, versteht sich, dass dieses immer diffiziler werden muss, um nicht als gewöhnlich, sondern als besonders wahrgenommen zu werden. Wenn bereits jeder dahergelaufene Normalbürger das N-Wort nicht mehr benutzt, muss der erlesenere Geschmack durch die Vermeidung weiterer Worte gezeigt werden, um zu demonstrieren, dass man in einer anderen Liga der Empfindsamkeit spielt. In einer Gesellschaft der Singularitäten, in der nicht das Allgemeine, sondern das Besondere erwartet wird, wird nicht nur das Besondere mit moralischen Qualitäten aufgeladen⁹², sondern das Moralische muss immer besonderer werden.

Zweitens haben wir festgestellt, dass nicht nur der Erfolg von Triggerwarnungen und die Etablierung von *safe spaces* wissenschaftlich oft nicht nachweisbar ist, sondern diese auch schädliche Konsequenzen haben: Menschen werden zur erwachsenen Übernahme von Verantwortung demotiviert und in eine passive Opferrolle gedrängt. Dies lässt sich (neben anderem) auch dann erklären, wenn es den Akteuren in Wahrheit nicht um den Verletzten geht, das Interesse nicht auf dem verletzten anderen liegt, sondern auf mir als dem, der für Verletzung anderer sensibel ist. Dem anderen wird so unter dem Deckmantel der Liebe und Fürsorge geschadet.⁹³

4 Schluss

Die neue Sensibilität für Verletzungen und Verletzlichkeit dokumentiert sich nicht nur, aber auch in Triggerwarnungen, der Forderung nach Einrichtungen von *safe spaces* und dem Bestreben der Begrenzung von schädlichen Meinungen oder Personen im öffentlichen Diskurs. Das darin zum Ausdruck kommende Bemühen, der Ver-

92 Vgl. Reckwitz, Andreas, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin ⁵2018, 90f.

93 Überspitzt gefragt: Dass für den moralischen Ruhm die Verstärkung der Hilflosigkeit des Schutzbedürftigen riskiert wird – ist das nicht etwas, was uns in vergleichbarer Weise von dem sog. Münchhausen-Stellvertretersyndrom bekannt ist?

letzlichkeit gefährdeter Psychen Rechnung zu tragen und sie zu schützen, das – hierüber sollte Einigkeit bestehen – zu unterstützen ist, kann aber nur dann erfolgreich sein, wenn die mit diesen Unternehmungen verbundenen Gefahren nicht außer Acht gelassen werden: der Verlust einer für die Demokratie notwendigen Streitkultur, die auch andere Meinungen zu akzeptieren bereit ist, die Etablierung einer mangelnden Ambivalenztoleranz, das Festschreiben von Opfer- und Schuldidentitäten, die Vernachlässigung wichtiger Standards von Erwachsenenheit und das Übersehen von verdeckten Machtstrukturen. Aus der Sensibilität für Vulnerabilität darf keine Ideologie der Vulnerabilität werden, die die Verletzlichkeit anderer als Manöver im Machtkampf missbraucht, sodass der Dokumentation der eigenen Sensibilität für Verletzlichkeit der schutzbedürftige Verletzte geopfert wird.

